

Stiftertag Nürnberg

Ich bin jetzt 61 Jahre alt, und wenn ich auf mein Leben zurückblicke, kann ich sagen, nie etwas anderes kennengelernt zu haben als Frieden und Freiheit und Wohlstand. Meine Eltern hatten ein ganz anderes Leben. Meine Mutter hat drei ihrer Brüder im Krieg verloren, das Haus meines Vaters wurde von einer Bombe zerstört. Meine Schwiegermutter ist aus dem brennenden Dresden geflohen, mein Schwiegervater war als gebrochener Mann aus dem Krieg heimgekehrt. Überall in Europa hatten die Generationen meiner Eltern und Großeltern Ähnliches erlebt und erlitten, und wer aus diesen Generationen jüdischen Glaubens war, dessen Leben endete mit hoher Wahrscheinlichkeit in einer von Deutschen betriebenen Gaskammer.

Die entscheidende Frage für mich heute ist: Was werden meine Kinder und deren ganze Generation mal sagen können, wenn sie 60 sind und auf ihr Leben zurückblicken? Werden sie auch sagen können, nie etwas anderes kennengelernt zu haben als Frieden und Freiheit und Wohlstand?

Es sieht derzeit nicht danach aus. Um diesen Satz zu begründen, will ich Ihre Aufmerksamkeit schlaglichtartig auf eine Reihe von Beispielen lenken, die mich zu solch einem Pessimismus verleiten: Zum Beispiel auf den Bürgermeister von Neukölln, Heinz Buschkowsky. Der reist gerade mit seinem Buch durch das Land und erzählt, wie sich in seinem Bezirk Berlin-Neukölln trotz vieler Anstrengungen die öffentliche Ordnung auflöst und in öffentliche Unordnung übergeht.

Der Schriftsteller Uwe Tellkamp hat vor einigen Tagen in einem Interview gesagt, er fürchte, dass das Geld irgendwann weg sei. Die Nahrungsmittel kommen dann nicht mehr aus dem Supermarkt, sondern aus dem Schwarzhandel. Es beginnen wieder die elementaren Verteilungskämpfe. Und dann, meint Tellkamp, werde es wieder marodierende Banden geben.

Laut einer Umfrage des Instituts Allensbach fühlt sich die große Mehrheit der Bevölkerung von der Komplexität der Eurokrise überfordert: 69 Prozent haben nicht das Gefühl, die Rettungsmaßnahmen beurteilen zu können. Auch Experten und Fachleute bieten keine Orientierungspunkte, da sie von 84 Prozent als uneinig und ratlos wahrgenommen werden.

Jene 30 Prozent, die glauben, die Rettungsmaßnahmen beurteilen zu können, sind von Allensbach leider gefragt wurden, woher sie ihr Selbstbewusstsein nehmen. Finde ich ein wenig bedauerlich.

Seit fünf Jahren wird die ganze Welt von einer noch nie dagewesenen Finanzkrise gelähmt. Die Ursachen für diese Krise sind im Wesentlichen bekannt. Eine dieser Ursachen sind toxische Finanzprodukte, die der berühmte Investor Warren Buffett als Massenvernichtungswaffen bezeichnet hat. Eine erste Maßnahme zur Krisenbewältigung wäre ein Verbot solcher Waffen. 99 Prozent der Bevölkerung wären dafür, ein Prozent dagegen. Dieses eine Prozent setzt sich durch bis heute. Die Waffen werden weiterhin produziert.

99 Prozent wären für eine Finanztransaktionssteuer. Aber die kriegen sie nicht, weil das andere Prozent sie nicht will.

Und dieses eine Prozent fühlt sich so sicher vor den 99 Prozent, dass es weiterzockt, als ob nichts gewesen wäre.

Und weiterhin tummeln sich unter denen, die große Räder drehen an den Börsen, Kriminelle, wie jene Banker, die den Libor manipuliert haben. Diese Zinsmanipulation war nicht die Praxis einiger weniger kleiner Ganoven, sondern war internationale Praxis. Um so etwas überhaupt machen zu können, muss man in der Hierarchie schon ziemlich weit nach oben gekommen sein. Von Schuldbewusstsein, gar Reue der Beteiligten oder dem Vorhaben, sich zu entschuldigen, hat man nichts gehört.

Der amerikanische Investor Warren Buffet wiederholt seit 2004 fast monoton einen Satz, der ungeheuerlich ist, aber keinerlei Folgen zeitigt: Er sagt, in seinem Land herrsche Klassenkrieg, aber es seine Klasse, „die Klasse der Reichen, die Krieg führt“, und diese Klasse sei am Gewinnen. Buffett wiederholt diesen Satz so häufig, weil er sich wundert sich, dass die andere Klasse das hinnimmt und so ruhig bleibt.

Forscher der Technischen Universität Zürich haben kürzlich eine „Super-Einheit“ aus 147 Konzernen entdeckt, in denen die Fäden der globalen Wirtschaft zusammenlaufen. Diese 147 Konzerne kontrollieren sich gegenseitig und lenken die Weltwirtschaft.

Ich habe vor 13 Jahren ein Buch geschrieben mit dem Titel „Die Machtwirtschaft“. Darin vertrat ich die These, dass der Zusammenbruch des Kommunismus und die Erfindung des Internets das Machtgleichgewicht zwischen Kapital und Arbeit aushebeln werde, und zwar zugunsten der Kapitalseite. Damals war das für die einen neu und völlig überraschend, die anderen meinten, einen altlinken Alt68er Betonkopf aus mir sprechen zu hören. Heute kann man das, was ich damals schrieb, sogar in der FAZ lesen, und der Frank Schirrmacher hat sich neulich gefragt, ob die Linken nicht die ganze Zeit Recht gehabt hatten.

Vor einigen Tagen haben wir den Reichtumsbericht der Bundesregierung diskutiert. Den vierten. Darin steht, dass sich die Schere zwischen Arm und Reich weiter öffnet. Das stand allerdings auch schon im dritten Reichtumsbericht. Es stand im zweiten, es stand im ersten, und es wird auch im fünften stehen. In meinem vor 13 Jahren veröffentlichten Buch stand es ebenfalls schon.

Wir haben auch schon viele Umweltberichte gehört, in denen zu lesen war, dass wir auf eine Klimakatastrophe zusteuern. Im nächsten Umweltbericht wird wieder genau dasselbe lesen. Und wir werden lesen, dass es Dürren, Überschwemmungen, Unwetter, Lebensmittelkrisen geben wird. Flüchtlingsströme, Kriege ums Wasser, Kriege um die letzten Ressourcen werden die Begleiterscheinungen des Klimawandels sein. Das alles wissen wir längst, aber wir machen weiter, als ob wir nichts wüssten.

Wir haben zahlreiche Gipfeltreffen der Spitzenpolitiker aus den wichtigsten Industrienationen erlebt. Angeblich kamen die Politiker zusammen, um die dringendsten Probleme zu lösen. Tatsächlich aber handelt es sich bei solchen Gipfeln um PR-Veranstaltungen der versammelten Staatsoberhäupter.

Wie oft schon haben wir von UN-Veranstaltungen gehört, dass die Zahl der Hungernden und Armen jetzt aber wirklich halbiert werden soll? Und wie oft schon haben wir kurze Zeit später gehört, dass ihre Zahl schon wieder gestiegen ist?

Wir haben gefühlt ein paar Dutzend Bildungsberichte gelesen, in denen steht, dass es immer nur Akademikerkinder an die Uni schaffen. Es wird voraussichtlich ein weiteres Dutzend dieser Berichte erscheinen, in denen das steht.

Meine Frau und ich haben vor einem Jahrzehnt geschrieben, noch vor dem ersten PISA-Bericht, dass wir einen Erziehungsnotstand haben. Heute haben wir ihn immer noch. Wir haben geschrieben, dass wir kein Bildungssystem wollen, das wie eine Bildungsfabrik funktioniert, in die man vorne ein Kind hineinschiebt und hinten einen Ingenieur herauszieht. Aber genau dieses System haben wir bekommen. Und die Bologna-Universität ist tatsächlich, wie es viele Bildungstechnokraten forderten, an die Wirtschaft „angeflanscht“ worden, um für diese „Humankapital“ für den weltweiten Kampf um Marktanteile zu produzieren.

Das solchermaßen produzierte Humankapital ist nicht mehr gebildet, sondern nur noch ausgebildet. Es verlangt daher auch nicht mehr nach Bildung, liest zu wenig und hockt zu viel vor der Glotze, und ein Nebeneffekt davon ist, dass es Zeitungen immer schwerer haben. Zeitungen sterben. So wie auch hier in Nürnberg, wo morgen die Abendzeitung zum letzten Mal erscheint, die immer ein gutes Feuilleton hatte, einen für alle verständlichen Kulturteil, extra gemacht für die, die nicht studiert haben. 93 Jahre lang hat es dafür eine Nachfrage gegeben, jetzt offenbar nicht mehr.

Wenn die Leute weniger Zeitung lesen, geht auch ihre politische Bildung zurück – eine gefährliche Entwicklung für jede Demokratie, die auf mündige Bürger angewiesen ist. Das Internet kann das Zeitunglesen nicht ersetzen. Das Internet macht, wie das Fernsehen, die Klugen klüger, und die Dummen dümmer.

In Berlin wird der Flughafen nicht fertig und dafür immer teurer. In Hamburg wird die Elbphilharmonie nicht fertig und immer teurer. Wo immer irgend etwas Großes gebaut wird, kann man sicher sein, dass der Fertigstellungstermin nicht eingehalten wird und die Kosten explodieren. Berichte darüber werden von den Bürgern mittlerweile hingenommen wie der Wetterbericht. Und dabei denken sie: Im Vergleich zu den Summen, die bei der Eurorettung im Spiel sind, sind das ja alles nur Peanuts.

Tatsächlich würden zwei Drittel der Weltbevölkerung sich glücklich schätzen, wenn sie unsere Sorgen hätten. Sie kämen sich wohlhabend vor, wenn sie in den Genuss des Zustands kämen, der bei uns als Armut definiert wird.

Und wir, die wir hier im Wohlstand leben, können ernsthaft nicht einmal ein Interesse daran haben, dass es den restlichen zwei Dritteln irgendwann auch einmal so gut geht wie uns. Denn wenn alle Menschen dieser Welt so leben wollten wie die Deutschen, bräuchten wir drei Planeten; und wenn sie so leben wollten wie die Amerikaner, viereinhalb.

Seit 1970 lesen wir, dass wir zuviel Energie, Rohstoffe und Wasser verbrauchen und zu viel Müll produzieren. Wir werden es auch im nächsten Jahr wieder lesen, im übernächsten und vermutlich auch noch im nächsten Jahrzehnt.

Ein alter italienischer Nobelpreisträger hat vor einiger Zeit gesagt: Im Laufe meines Lebens hat sich die Zahl der Menschen vervierfacht und ihr Energieverbrauch sechzehnfacht. Nach allen möglichen Formen der Prognose bedeutet das: Ja, es geht zu Ende.

Ich sagte zu Beginn, ich sei ein Familienvater. Ich habe Kinder. Ich möchte nicht, dass es zu Ende geht. Auch andere Leute haben Kinder. Die möchten ebenfalls nicht, dass es zu Ende geht. Also kann die Forderung doch nur lauten: Lasst uns was tun. Lasst uns was tun, damit unsere Kinder eine gute Zukunft haben.

Und eben dafür braucht es: Gutmenschen. Also solche Typen wie hier in diesem Saal. Deshalb bin ich ja hier, um die Stiftungs-Gutmenschen zu loben und ihnen den Rücken zu stärken. Aber das Problem ist: Der Gutmensch ist in Verruf gekommen und hat eine schlechte Presse. Deshalb muss ich jetzt erst einmal ein paar der Trümmer wegräumen, mit denen man als Gutmensch heutzutage beworfen wird. Ich habe da Erfahrung. Sie resultiert aus einem Kampf, den ich seit ungefähr der Mitte der neunziger Jahre führe.

Seit dieser Zeit schreibe ich einen Artikel und ein Buch nach dem anderen gegen den Neoliberalismus. Und seitdem werde ich von Lesern beschimpft. Anfangs heftig. Inzwischen kaum noch. Aber noch immer lautet eine der häufigsten Beschimpfungen: Sie Gutmensch. Und die Steigerung: Sie Gutmensch, sie sozialistischer, sie.

Ich kenne das Wort also schon lange. Ich hatte es auch schon als Schimpfwort angewandt, auf andere. Aber als es dann plötzlich auch auf mich angewendet wurde, war ich schon sehr überrascht, und das gab mir zu denken.

Damals, Anfang bis Mitte der neunziger Jahre, als mich diese Keule erstmals traf, hörte man seltsame Geschichten aus Amerika. Dort soll in einem Restaurant ein Gast von der Kellnerin aufgefordert worden sein, das Restaurant zu verlassen, weil er den "Playboy" las - was sie als indirekte Vergewaltigung empfand.

Die Universität Berkeley soll die Aufnahmebedingungen für Schwarze gesenkt und für chinesisch- und japanischstämmige Amerikaner angehoben haben. Und generell sollen Schwulen, Schwarzen, Frauen, Indianern und Behinderten so viele Sonderrechte eingeräumt worden sein, dass im Mutterland des gnadenlos kapitalistischen Konkurrenzkampfs das einst ausschlaggebende Kriterium der Leistung bei der Bewerbung um einen Arbeitsplatz oder der Beurteilung einer künstlerischen oder wissenschaftlichen Arbeit nur noch eine Nebenrolle spielte. Es entstand ein System der Rücksichtnahme auf Minoritäten, in dem sich plötzlich die weiße, männliche, heterosexuelle, nichtbehinderte Mehrheit gezwungen sah, sich selbst als Problem und Hindernis für die anderen wahrzunehmen.

Man nannte das Phänomen Political Correctness. Seine Vertreter, inzwischen Gutmenschen genannt, glaubten ernsthaft, die Welt durch die Verbesserung der Sprache verbessern zu können. Es hat sich allerdings für die „Neger“ nichts verbessert, als sie „Schwarze“ genannt wurden. Dann wurden die „Schwarzen“ „Farbige“ genannt, schließlich „Afroamerikaner“, und wenn sich seitdem bei einigen doch etwas verbessert hat, dann nicht wegen der Sprachverbesserung, sondern wegen der Verbesserung des Bildungssystems.

„Mongoloide“ hießen eine Zeit lang „Menschen mit Down Syndrom“ und dann „alternativ begabte Menschen“. An der Verdreifachung des 21. Chromosoms – Ursache der Behinderung – hat diese Sprachkosmetik nichts geändert. Das ehemals gültige Wort für „behindert“ wurde ersetzt durch „herausgefordert“. Für geistig Behinderte

verfielen die Sprachpfleger auf das Wort geistig herausgefordert, und Blinde waren „visuell herausgefordert“.

Als dann ein Scherzbold Kleinwüchsige als „vertikal herausgeforderte Menschen“ bezeichnete, hatte die Stunde der Satire und Parodie geschlagen. In Deutschland standen damals Harald Schmidt und Herbert Feuerstein bereit, eventuell aufkeimende Ansätze von Political Correctness im Keim zu ersticken. Ab 1990 provozierten sie den politisch korrekten Gutmenschen mit so Fragen wie:

„Klauen Polen Autos?“ Antwort: „Ja, natürlich, wer Schlesien klaut, der klaut auch Autos.“ Als Henry Maske zum erotischsten Mann des Jahres gekürt wurde, kommentierte Schmidt: "Ich habe es immer gewusst, Frauen wollen geschlagen werden."

Das war hart. Aber es war auch befreiend. Das Neueste, was ich in dieser Hinsicht gehört habe, ist, dass das Wort „Frauen“ nicht mehr korrekt sei. Die korrekte Bezeichnung laute „Menschen mit Menstruationshintergrund“.

Harald Schmidt hat also auf ganzer Linie gesiegt, er ist eigentlich nicht mehr nötig, darum guckt ihn auch keiner mehr. Daran kann man erkennen, dass Entwicklung und Lernprozesse möglich sind.

Anfangs war Schmidt zwar umstritten, aber ab ungefähr dem Jahr 2000 wurde er vergottet von der „Generation Golf“. In dem gleichnamigen Roman erzählte Florian Illies, wie sich die Kinder der Alt68er an ihren Eltern, Lehrern, Professoren und dem ganzen linksliberalen Gutmenschentum abarbeiteten. Die schwarze Pädagogik hätten die 68er zwar abgeschafft, dafür aber die moralgetränkte Zeigefingerpädagogik eingeführt.

Die ganze Klage kulminierte schließlich in einer einzigen und letzten Frage an die Alt-68er: Wie seht ihr denn aus? Die Jungen klopfen sich auf die Schenkel vor Lachen, wenn sie eines grauhaarig-bärtig Bebrillten gewahr wurden, der zu Beginn des 21. Jahrhunderts in seiner billigen 68er Jeans-und-Parka-Einheitskluft an ihnen vorüberschlappte. Und sie dachten: Die haben wir erledigt. Jetzt sind wir dran. Jetzt übernehmen wir die Macht.

Sie haben sie dann auch übernommen, nur haben einige von ihnen das bis heute nicht mitgekriegt. Sie fühlen sich weiterhin als von linken Gutmenschen verfolgte, unterdrückte Minderheit und schlagen noch immer so wild um sich, dass sie gar nicht merken, dass ihre Feinde längst pensioniert sind. Harte Kerle wie Hans-Olaf Henkel, Wolfram Weimer, Roger Klöppel, Dirk Maxeiner, Michael Miersch, Henryk Broder, Ralph Giordano, Arnulf Baring, Jan Fleischhauer, um nur einige zu nennen, bemitleiden sich noch immer auf allen publizistischen Kanälen über die eingebildeten Grausamkeiten, die ihnen angeblich von der linken Meinungs- und Gutmenschenmafia angetan werden. So bald es jemand wagt, ihnen auch nur leise zu widersprechen, werfen sie sich in die Pose des mit dem Tode bedrohten Widerstandskämpfers und verkünden in allen Talkshows, Zeitungen und per Internet, man lasse sich keinen Maulkorb verpassen, nicht zum Schweigen bringen, nicht das Wort verbieten. Für diesen Mannesmut, dieses tapfere, tabulose Klartextreden werden die wackeren Kämpfer nicht etwa nach Bautzen verfrachtet, das gibt es ja auch gar nicht mehr, sondern mit Geld, Ehre, Ansehen, Preisen und Aufmerksamkeit überschüttet.

Ich habe damals, als das Gutmenschen-Bashing losging, durchaus das Vernünftige, Korrigierende in dem berserkerhaften Wüten der politisch inkorrekten Bösmenschen gesehen und anerkannt. Ich habe auch den heimlichen Stolz verstanden, mit dem sich Feuerstein, Schmidt und Konsorten als Teil von jener Kraft empfanden, die Böses will und Gutes schafft. Und ich kannte auch und kenne noch heute Gutmenschen, die tatsächlich nichts können, aber eine edle Gesinnung haben, nichts wissen, aber allerhand glauben und meinen, und das Denken durch die Moral ersetzen.

Auch habe ich Verständnis dafür, dass man es für richtig hält, Gesellschaften so zu konstruieren, dass sie unabhängig davon funktionieren, ob ihre einzelnen Mitglieder einen guten oder schlechten Charakter haben. Weil die Geschichte tatsächlich lehrt, dass immer dann, wenn versucht wurde, den Menschen zu verbessern, um das Paradies auf Erden zu verwirklichen, das Ergebnis die Hölle war.

Und ich muss zugeben, dass ein Satz, gesprochen im 18. Jahrhundert, von Adam Smith im großen und ganzen auch heute noch richtig ist. Der Satz lautet: „Nicht von dem Wohlwollen des Fleischers, Brauers oder Bäckers erwarten wir unsere Mahlzeit, sondern von ihrer Bedachtnahme auf ihr eigenes Interesse.“ Lasst jeden seinen eigenen Egoismus ausleben, dann wird wie durch ein Wunder das unsichtbare Händchen des Marktes alles zum besten regeln und Gemeinwohl entstehen.

Weil dieser einfache, für jeden verständliche Satz im großen und ganzen stimmt, darum war das kapitalistische Modell ja auch so viel erfolgreicher als das sozialistische.

Aber: Erst heute lernen die Anhänger von Adam Smith mühsam, was Sozialdemokraten schon lange wissen: dass der Markt ganz bestimmter Voraussetzungen bedarf, damit er funktioniert. Zum Beispiel ist er auf Rechtssicherheit angewiesen, auf einen starken, finanzkräftigen Staat, der Bildungseinrichtungen, Infrastruktur, Dienstleistungen, Polizei und eine funktionierende Verwaltung bereitstellt. Und deshalb nicht dulden kann, dass ausgerechnet die Reichsten sich von den Kosten dieser Einrichtungen davonstehlen und ihr Geld auf allen möglichen Steueroasen bunkern.

Es braucht ein Kartellamt, das darüber wacht, dass keine Monopole entstehen, welche die Macht haben, den Markt auszuhebeln. Es braucht Gewerkschaften, die dafür sorgen, dass Produktivitätsgewinne einigermaßen gerecht verteilt werden. Es braucht Familien, die sich umeinander kümmern. Es braucht freiwillig Engagierte, die sich für Gotteslohn ums Gemeinwohl kümmern. Und es braucht noch etliches mehr, was der Markt aus eigener Kraft nicht schafft. Nur zu tun, was sich schnell rechnet, und alles zu unterlassen, was sich nicht schnell rechnet, bringt Gesellschaften über kurz oder lang an den Abgrund.

Aber damals, in den neunzigern, hat alles geschrien: weniger Staat, nieder mit den Gewerkschaften. Der Zusammenbruch des Kommunismus, so glaubte man, habe bewiesen, dass der Kapitalismus recht habe: Markt ist gut. Mehr Markt ist besser. Alles Markt ist am besten. Staat ist schlecht. Weniger Staat ist besser. Gar kein Staat wäre am besten.

Der Zeitgeist wurde stramm neoliberal und formte eine libertäre Spaß- und Anything-goes-Gesellschaft, die sich immer weiter entsolidarisierte. Einen großen Beitrag dazu leistete die New Economy, der aus Amerika herübergeschwappte Glaube, die neuen

Technologien generierten durch Dauer-Innovation eine ganz neue Qualität der Wirtschaft, es werde einen Boom ohne Ende geben, und jeder könne an der Börse über Nacht reich werden.

Ich kann dazu nur sagen: Wenn die Leute, die in den neunzigern ihr Geld den kleinen Hightech-Wunderkindern in den Rachen geworfen haben, damals nicht den Quatsch in den Wirtschaftsteilen der Zeitungen gelesen hätten, sondern den Quatsch, den der von Wirtschaft keine Ahnung habende Gutmensch Nürnberger im Feuilleton geschrieben hat, und wenn sie sich danach gerichtet hätten, dann hätten die Leute ihr Geld heute noch.

Aber ich war damals so was von out, dass alle nur über mich lachten.

Dann kam der Zusammenbruch der New Economy, das Geld war weg und nur wenig später wurde an einem Tag im September 2001 in New York das World Trade Center pulverisiert, es folgten die Kriege in Afghanistan und im Irak, Peter Hahne schrieb seinen Bestseller „Schluss mit lustig“, und seit dem Zusammenbruch von Lehman Brothers sind nun so Typen wie ich plötzlich wieder in, leider 20 Jahre zu spät.

In diesen zwei Jahrzehnten habe ich schmerzlich lernen müssen, dass es nichts nützt, das Richtige zu sagen. Deshalb war ich kurzweilig schon versucht, ein Buch zu schreiben mit dem Titel „Mein letztes Buch“. Der erste Satz hätte gelautet: Schreiben ist sinnlos.

Davon bin ich dann doch wieder abgekommen, weil es ja noch sinnloser wäre, zu schreiben, dass Schreiben sinnlos ist. Das Gedankenspiel treibt allerdings in eine wichtige Frage hinein: Wenn es nichts nützt, Recht zu haben und Recht zu behalten, was folgt dann daraus?

Die Antwort lautet: Man muss die Macht haben, das als Richtig erkannte durchzusetzen.

Eben dafür braucht man gute Politiker aber auch gute Menschen. Es ist nämlich so, dass jeder, der ein bisschen Geld übrig hat, damit über Macht verfügt. Er kann es in die Schweiz bringen, dann trägt er dazu bei, unser Land weiter zu ruinieren. Er kann es investieren, dann schafft er Arbeitsplätze und Innovationen. Oder er kann es in eine Stiftung einbringen, die sich ein ganz konkretes Ziel setzt und in irgendeiner Form dem Gemeinwohl dient und dazu beiträgt, dass das Ende, von dem der alte italienische Nobelpreisträger sprach, vielleicht doch noch nicht kommt und unsere Kinder doch noch eine gute Zukunft haben.

Aber: Stiftungen allein werden natürlich nicht die Welt retten. Es bedarf noch vieler anderer Gutmenschen, auch derer, die kein Geld übrig haben, dafür aber ein bisschen Zeit. Was Bürger vermögen, wenn sie ein bisschen Zeit opfern, will ich Ihnen anhand zweier Beispiele erläutern.

Dem bekannten Kriminologen Christian Pfeiffer sind beim Durchstöbern niedersächsischer Statistiken zwei verblüffende Städte aufgefallen. Oldenburg und Hannover. In Oldenburg ist innerhalb eines Zeitraums von mehreren Jahren die Zahl der Gewaltdelikte von Jugendlichen mit Migrationshintergrund signifikant gesunken.

Und noch auffälliger war die Entwicklung in Hannover. Dort hat in einem Zeitraum von zehn Jahren nicht nur die Gewalt unter Jugendlichen abgenommen, sondern dort haben überdurchschnittlich viele Ausländerkinder den Hauptschulabschluss gemacht und sogar die Mittlere Reife und Abitur.

Da hat der Pfeiffer natürlich in Oldenburg und Hannover angerufen und gefragt: Was habt ihr gemacht, wie viele Millionen habt ihr in Bildungs- und Integrationsprojekte reingebuttert?

Und da hat der Bürgermeister von Oldenburg gesagt: Es gibt hier nichts, was man als Bildungs- oder Integrationsprojekt bezeichnen könnte, wir haben auch nirgendwo reingebuttert. Nicht einmal einen Cent haben wir in irgendwas investiert.

„Ja was habt ihr dann gemacht, irgendwas müsst ihr doch gemacht haben?“

„Ja“, sagte der Bürgermeister von Oldenburg, „meine Stadträte und ich und die Direktoren unserer Schulen haben die deutschen Eltern und Schüler gebeten, zu Kindergeburtstagen auch die Ausländerkinder einzuladen. Und die Eltern und Schüler haben das getan. Das war alles.“

„Das war alles?“ fragte der Pfeiffer. „Ja, das war alles.“

In Hannover haben sie ihm gesagt, man habe einen Verein der Mentoren gegründet, hauptsächlich aus Ehrenamtlichen bestehend, Gutmenschen halt, die haben Ausländerkindern regelmäßig bei den Hausaufgaben geholfen und ihnen Nachhilfeunterricht erteilt. Das war alles.

Und jetzt stellen Sie sich mal vor, wie es in Deutschland aussähe, wenn das von Anfang an in allen Städten, Stadtteilen und Gemeinden so gemacht worden wäre. Von der Rütli-Schule hätten wir nie etwas gehört, und der Bürgermeister Buschkowsky hätte sein Buch nie schreiben müssen. Aber es ist noch nicht zu spät, damit anzufangen.

Stellen Sie sich vor, was in unserem Land möglich werden kann, wenn sich die Menschen mit überschüssigem Geld und die Menschen mit überschüssiger Zeit zusammentun. Es ist noch nicht zu spät, zu überlegen, was alles unsere Bürger mit ihrem Geld, Können, Wissen und ihrer freien Zeit auf die Beine stellen können, wenn es darum geht, unser Land klimagerecht, ökologisch, sozial und solidarisch umzugestalten. Da liegt noch viel urbar zu machendes Land brach.

Um auch dazu noch ein Beispiel zu nennen, ein ganz anderes: Ich werde morgen nach Lauf-Schönberg fahren, in meinen Geburtsort, der rund 20 Kilometer von hier im Osten liegt. Die haben dort einen Dorfladen gegründet, der morgen eingeweiht wird, und dazu soll ich ein bisschen reden.

Ich werde dort begründen, warum so ein Dorfladen mehr ist als nur ein Dorfladen. Ich werde sagen: Es gibt wieder einen Ort mehr, an dem Menschen zusammenkommen und miteinander reden. Es ist ein Ort, den alte Menschen zu Fuß erreichen können, und an dem sie auf andere Menschen jeglichen Alters treffen. Es ist ein Ort, den es braucht, um die Vision von der ökosozialen regionalisierten Marktwirtschaft zu reali-

sieren. Dort werden die Produkte verkauft, die in der Region wachsen und produziert werden.

In anderen Dörfern planen die Leute ebenfalls, Dorfläden zu gründen. Wenn es davon in einer Region eine bestimmte Zahl gibt, eine kritische Masse, dann wächst davon unten eine neue Wirtschaft und Landwirtschaft heran, die tatsächlich eine Wirtschaft der kurzen Wege sein wird.

Es wird nicht mehr nötig sein, die in einem Dorf produzierte Milch mit dem „Milchauto“ in die große Metropole zu fahren, wo sie zu einem Industrieprodukt denaturiert wird und dann über Groß- und Einzelhandelsketten übers Land verteilt, aber auch wieder dorthin transportiert wird, wo sie ein paar Tage zuvor gemolken wurde und wo sie gegen Industriemilch konkurrieren muss, die aus Orten in 500 Kilometer Entfernung kommt.

Der Dorfladen wird von einer Genossenschaft betrieben und einer Genossenschaftsbank finanziert. Die Genossenschaft ist das Modell, das nicht auf Gewinnmaximierung aus ist, sondern auf Problemlösung und auf gemeinsames solidarisches Handeln von Menschen, die einander kennen und darum einander auch vertrauen können.

In solch einer Wirtschaft entstehen Produkte, bei denen man nicht das Kleingedruckte auf der Verpackung lesen und nicht fürchten muss, dass im Kalbsschnitzel Hormone und in der Hähnchenkeule Antibiotika stecken. Solch eine Wirtschaft schafft Arbeitsplätze und reduziert den Verkehr, macht die Menschen gesünder, entlastet die Krankenkassen. Deshalb steckt in so einem Dorfladen jene gute Zukunft, die ich für meine Kinder möchte.

Eine ganz andere, direktere Form politischen Engagements ist der Protest. Vor einem Jahr formte sich in den USA und in Europa die Occupy-Bewegung aus Protest gegen das eine Prozent der Superreichen, die den anderen 99 Prozent diktiert, wie sie leben und arbeiten sollen.

Heute ist es um die Occupy-Bewegung still geworden, auch um die Piraten ist es schon wieder still geworden. Früher, in den neunziger Jahren, wurde attac gegründet. Man hört nicht mehr viel von ihnen.

Es ist gut, dass es attac gibt, dass es occupy gibt, dass es sehr viele NGOs gibt, aber man muss einfach mal ganz nüchtern sagen: Den Lauf der Welt im großen und ganzen halten sie nicht auf. Protest allein ändert die Welt nicht.

Auch das politisch korrekte Einkaufen – Bio-Eier, Bio-Gemüse, Bio-Fleisch – bringt wenig, und wenn dieser Einkauf mit dem Zwei-Tonnen-BMW erfolgt und die Familie des Fahrers oder der Fahrerin im Lauf eines Jahres zum Urlaub auf die Malediven fliegt, zum Skifahren in die Berge und zum Shoppen nach New York, dann kann man den Effekt des politisch korrekten Einkaufs vergessen. Dann ist das eine Art von Gutmenschtum, die der Beruhigung des eigenen Gewissens dient, aber nicht dem Klima und der Umwelt.

Aus diesem Grund empfehle ich etwas völlig Unzeitgemäßes und total Unpopuläres, mit dem ich mich schon wieder lächerlich mache.

Die Empfehlung lautet: Kehrt zurück in die Parteien, die Kirchen und die Gewerkschaften. Wenn ich Zeit und Geld hätte, würde ich am liebsten jahrelang durch Deutschland reisen, Eintrittsformulare aller Parteien verteilen und den Leuten sagen: Hört mal zu, seit Jahren meckert ihr Wutbürger über diese total unfähigen, total verlogenen, total korrupten Politiker, die ja nichts mehr auf die Reihe kriegen.

Aber dieses maulende Abseitsstehen ist eine verdammt bequeme Haltung. Wem unsere Politiker nicht passen, wem nicht gefällt, was Parteien tun, der hat die Möglichkeit, bei denen einzutreten, notfalls mit dem Fuß die Tür einzutreten und dafür zu sorgen, dass dem Wahlvolk ein besseres Personal zur Auswahl präsentiert wird. Jeder hat prinzipiell das Recht und die Möglichkeit dafür zu sorgen, dass Parteien endlich tun, was sie nach Meinung der Wutbürger tun sollten.

So funktioniert unsere Demokratie. Parteien wählen die Menschen aus, die regieren sollen. Parteien kontrollieren die Gewählten. Jeder darf bei dieser Auswahl und Kontrolle mitwirken und dafür sorgen, dass nur die Besten ausgewählt werden und diese tun, wofür sie gewählt wurden.

Aber nur drei Prozent der Bundesbürger machen von diesem Recht Gebrauch. Und da wundern sich die übrigen 97 Prozent, dass das präsentierte Personal so komisch ist und ihren Vorstellungen und Erwartungen immer weniger entspricht. Jedes Wutbürgertum hat daher die Regierung, die es verdient.

Parteien, so unpopulär sie sind, werden auch in den nächsten zehn bis zwanzig Jahren die wichtigste Rolle bei der Entscheidungsfindung spielen. Die Abschaffung der Massentierhaltung erreichen wir nicht durch das Warten darauf, dass alle Konsumenten sich irgendwann einmal fürs teurere Bio-Ei entscheiden statt fürs Käfig-Ei, sondern nur durch Gesetze, die einheitliche und gleiche Wettbewerbsbedingungen für alle Erzeuger in der EU herstellen. Dafür braucht es die Politik, und die wird nun mal von Menschen gemacht, die aus den Parteien kommen. Darum fordere ich jeden und jede auf: Geh in eine Partei.

Ich bin seit 40 Jahren in der SPD, und natürlich wäre mir daher am liebsten, wenn alle in die SPD kämen, aber wenn einer partout nicht kann mit den Sozn, soll er halt zur FDP gehen, die hat eine Blutauffrischung noch viel dringender nötig als die SPD. Hauptsache ist, dass überhaupt wieder Leute in die Parteien hineingehen und frischen Wind hineinbringen.

Und in die Gewerkschaften auch. Diejenigen, die sich heute darüber beklagen, dass sie kaum leben können von ihrem Lohn, sind zum größten Teil auch diejenigen, die nicht gewerkschaftlich organisiert sind. Der Schwache hat gegenüber den Starken keine Chance, wenn er sich nicht mit anderen Schwachen zusammentut und für gemeinsame Ziele kämpft.

Warum man in die Kirche zurückkehren soll, begründe ich aus Zeitgründen jetzt nicht. Da muss ich Sie bitten: Lest meine Bücher. Oder ladet mich nächstes Jahr wieder ein, dann erzähle ich, warum man in der Kirche sein muss.

Außerdem will ich zum Schluss noch einen letzten Tipp geben, wie man sich als Gutmensch nützlich machen kann, und zwar mit der Lösung, die ich während der

letzten zwei Jahrzehnte praktiziert habe: Ich habe vor 20 Jahren meine gutbezahlte Festanstellung als Textchef bei einem Wirtschafts- und Technologiema­gazin gekündigt, um mich fortan der Kindererziehung zu widmen.

20 Jahre lang habe ich für meine zwei Kinder eingekauft und gekocht, ihnen abends am Bett vorgelesen, als sie noch klein waren, sie vor den Gefahren des Rauchens und Trinkens gewarnt, als sie größer waren, ihnen Manieren beigebracht und versucht, Ihnen meine Werte vorzuleben. Jetzt sind sie aus dem Haus, und ich kann sagen: Es hat sich gelohnt. Diese Zeit hat mich mehr ausgefüllt und mich zufriedener gemacht als ich gewesen wäre, wenn ich den letzten zwanzig Jahren in überflüssigen Magazinen überflüssige Texte redigiert hätte. Ich habe dafür auch keine Herdprämie gebraucht, denn die Prämie lag im Glück, mit Kindern leben und deren Entwicklung verfolgen zu dürfen.

Meine Erziehungsarbeit war auch erfolgreich, so sehr, dass ihr Resultat jetzt beginnt, sich gegen mich zu wenden. Weil ich meine Kinder zu politisch korrektem Gutmenschen erzogen habe, sind sie jetzt Vegetarier. Und verlangen von mir, dass ich das auch werde. Ausgerechnet von mir, dem geborenen Bauernbuben, dem von Kindesbeinen an beigebracht wurde, in der Sau die unverarbeitete Bratwurst zu sehen.

Ich kann das nicht, vegetarisch leben. Ganz besonders, wenn ich in Nürnberg bin und mir der Duft von Bratwürsten und Sauerkraut in die Nase gefächelt wird, kann ich das nicht, oder gar der Duft von Schäufala und Klößen – da empfände ich es als großes Unglück, wenn ich mir statt dessen einen Gemüseauf­lauf bestellen müsste. Und darum wird das in diesem Leben wahrscheinlich nichts mehr mit dem Vegetariertum, obwohl ich anerkenne dass alle Argumente auf seiten meiner Kinder sind.

Mir ist natürlich klar, dass dieses Thema zur Sprache kommen wird, wenn ich einmal vor meinem Himmelsrichter stehen werde. Dann werde ich sagen, ja, ich habe gesündigt, aber ich habe der Welt zwei Vegetarier beschert, und dies möchte ich bitte angerechnet kriegen.

Ein allerletztes noch: Meine beiden Kinder haben einen Traum. Der Traum sieht, auf den ersten Blick, ein bisschen banal aus und typisch für die Generation unserer verwöhnten Wohlstandskinder. Sie träumen nämlich davon, es eines Tages zu erleben, dass sie mit dem Auto gefahrlos rund ums ganze Mittelmeer fahren werden und dabei durch eine einzige große, zusammenhängende Zone des Friedens und des Wohlstands fahren, in der die Menschen freundlich und zufrieden miteinander leben und arbeiten und feiern.

Vor dem Hintergrund dessen, was derzeit in Syrien geschieht, ist der Traum dann doch nicht mehr so banal. Und er mutet sehr utopisch an. Wir alle sollten trotzdem dazu beitragen, dass er wahr wird. Nach dem Motto von Che Guevare: Seid realistisch. Versucht das Unmögliche.